

MENSCH UND TIER

Von David Katz

Studien zur vergleichenden Psychologie, Morgarten Verlag Conzett & Huber, Zürich 1948, 314 Seiten. Tafeln: 37 Lichtbilder und Figuren.

Mensch und Tier unterscheiden sich nicht nur gradweise in gemeinsamen Gattungsmerkmalen, und die spezifischen Differenzen sind keine bloß apriorische Konstruktion der alten Philosophie, sondern können auch als solche einzelwissenschaftlich belegt werden. Das beweisen diese ausgezeichneten tierpsychologischen Untersuchungen, die eigens auf eine vergleichende Psychologie zwischen Mensch und Tier abgestimmt sind.

Zunächst ist freilich festzuhalten, daß Tierpsychologie gar nicht möglich wäre, wenn es im inneren Erleben von Mensch und Tier nicht wirkliche Gemeinsamkeiten gäbe, auf Grund deren wir uns erst in das psychische Innen der Tiere einzuleben vermögen. Das emotionale Erleben erfassen wir ja an den Tieren genau so wenig wie bei Mitmenschen durch ein Schlußverfahren, das unsere eigenen Ausdrucksbewegungen in Analogie zu denen der Tiere stellt, sondern psychische Charaktere wie Freude, Gleichgültigkeit, Wut meinen wir an den Tieren leibhaftig zu sehen, wir haben sie im Gesichtsfeld lokalisiert vor uns, und es gelingt uns, nicht, sie in reine „Optik“ ohne jene Zutaten und reproduzierte Beimischungen aus bloßer Erfahrung (am eigenen Bewußtsein) zu zerlegen (Köhler) (77). Eine solche unmittelbare Wahrnehmung des Trieb- und Affektlebens im Tier setzt voraus, daß im tierischen und menschlichen Innenleben weitgehende Gemeinsamkeiten vorhanden sind, so daß es verhältnismäßig leicht ist, das Gefühlsleben der höheren Tiere und dessen Ausdruck zu verstehen (30). Diese Leichtigkeit verleitet aber in den populären Tiergeschichten oft zu Anthropomorphismen, die über die wirklichen Gemeinsamkeiten hinaus noch weitere voraussetzen und dazu die entsprechenden Tieranekdoten erdichten (29). Demgegenüber muß nachdrücklich auch wieder auf den spezifischen Unterschied hingewiesen werden, durch den sich das Seelenleben des Menschen vom tierischen unterscheidet. Nur in ihrem Gefühls- und Affektleben können manche Tiere dem Menschen außerordentlich nahekommen, aber der wesentliche Unterschied besteht darin, daß der völligen Unreflektiertheit des Erlebensablaufs beim Tier die Reflektiertheit des Bewußtseinsablaufs beim Menschen gegenübersteht (30). Die Fähigkeit zur Objektivierbarkeit alles Geschehens, sogar der seelischen Vorgänge im eigenen Subjekt selbst und die Fähigkeit zur Abstraktion ist es vor allem, was den Menschen vom Tier grundlegend unterscheidet, ganz zu schweigen vom höchsten Vermögen der Ideenbildung. Daher muß man jede gedankliche Verbrämung von Gemütszuständen beim Tier wegdenken. Nur der rein gefühlsmäßige Kern, der ihnen zugrundeliegt, ist es, was bei Tier und Mensch gemeinsam ist (34).

Das vorliegende Buch kann man sich in drei Teile aufgegliedert denken. Im ersten Teil werden nach einleitenden allgemeinen warnenden Hinweisen auf gern begangene Fehler und Methodenbeschränkungen in der Tierpsychologie (I. Kapitel) zuerst die bei Mensch und Tier gemeinsam aufgegebenen Probleme und vorliegenden Phänomene behandelt mit gelegentlichen Hinweisen auf die graduellen Unterschiede und die unübersteigbaren Grenzen dieser Gemeinsamkeiten, und zwar zuerst im Verhalten der Einzelindividuen (IV. bis VI. Kapitel) und dann die Probleme der sozialen Psychologie (VII. Kapitel). Im letzten (VIII.) Kapitel jedoch werden die wesentlichen Unterschiede zwischen Mensch und Tier durch Beispiele aus Erfahrung und experimenteller Beobachtung belegt.

Auf Grund der Gemeinsamkeiten zwischen Mensch und Tier bestehen enge Beziehungen zwischen Tierpsychologie und Menschenpsychologie, fernerhin zwi-

schen Tierpsychologie und Medizin, Tierpsychologie und Pädagogik (II. Kapitel). Eine Zoologie ferner, die sich nicht auch mit den inneren Vorgängen, die sich in dem äußeren Verhalten der Tiere bekunden, beschäftigte, verdiente den Vorwurf, ihren Gegenstand unvollständig behandelt zu haben (39). Weiterhin lassen sich manche Probleme der allgemeinen Psychologie erst entscheiden, wenn man neben der Menschenpsychologie auch die Tierpsychologie zu Rate zieht. In jüngster Zeit hat man auch mit viel versprechendem Erfolg in der Psychopathologie auch die Tierpsychologie herangezogen (47). Beim Vergleich von Mensch und Tier ordnet man meist den Verhaltensweisen des erwachsenen Tieres das Verhalten des Menschenkindes zu, denn je jünger das Kind ist, um so mehr ist es noch Naturwesen, um so näher steht es seelisch dem Tier (60). Doch besteht auch die Möglichkeit, Parallelen zwischen dem Menschenkind und dem Tierjungen zu ziehen (61).

Im III. Kapitel behandelt K. die drei Methoden der Tierpsychologie: die phänomenologische Methode (75), die die Forderung stellt: „Beginne jede Forschungsarbeit mit einer von Vorurteilen freien Beschreibung der Gegenstände deiner Forschung“ (76). Natürlich stößt diese Methode „nicht bis zur völligen Klärung und Erklärung tierischen Verhaltens durch, doch leistet sie dabei Vorarbeit, indem sie dessen Stelle und Niveau im psychologischen System bestimmt“ (83). Eine unentbehrliche Bestandsaufnahme, die jeder experimentellen Arbeit vorangehen muß, ist auch die Freifeldbeobachtung, in der das Tier unter seinen natürlichen Lebensbedingungen beobachtet wird. Wir müssen zuerst eine genaue Kenntnis über das Verhalten eines Tieres unter den normalen ökologischen Bedingungen haben, ehe wir zu Experimenten schreiten (3. Methode) und das in diesen Beobachtete, das mehr oder weniger ein Kunstprodukt ist, deuten können (84). Unter den künstlichen Bedingungen, denen wir die Tiere in den Experimenten unterwerfen, werden sie merkwürdigerweise oft zu Leistungen gedrängt, die uns deutlich zeigen, daß die Natur die Geschöpfe reicher ausgestattet hat, als ihre unmittelbaren Lebensaufgaben es erfordern, und zwar nach ihrer äußeren Erscheinung sowohl wie auch ihren psychologischen Anlagen nach. Somit kann das Darwinische Nützlichkeitskriterium der Entwicklung offensichtlich nur beschränkt gültig sein.

Alle diese allgemeinen Erwägungen werden durch zahlreiche Beispiele belegt und illustriert. Im folgenden geht K. zu den eigentlichen Spezialproblemen der Tierpsychologie über und behandelt im IV. Kapitel das Wahrnehmungsproblem. Zunächst wird gezeigt, wie durch zahlreiche Experimentaluntersuchungen die Gültigkeit des Weber-Fechnerschen Gesetzes auch für die gesamte Tierwelt nachgewiesen ist (95 ff.), was darauf hinweist, daß die logarithmische Herabsetzung der Reizwirkungen bereits beim Uebergang der physikalischen in physiologische Energie stattfinden muß (96). Ebenso gelten auch verschiedene Gestalteeigenschaften des menschlichen Sehens z. B. für Fische. Durch sinnreiche Dressurversuche sind auch die sogenannten intermodalen Qualitäten bei Tieren nachgewiesen worden (103). Es handelt sich dabei um Analogien zwischen verschiedenen Sinnesmodalitäten, die zum Beispiel dazu führen, nicht nur von Helligkeit der Farben, sondern auch von Helligkeit von Tönen und Gerüchen zu sprechen. Auch die Tatsachen der Wahrnehmungskonstanz (Farben- und Größenkonstanz) bei verschiedenen Beleuchtungs- und Entfernungsverhältnissen gelten beim Tier so wie beim Menschen (104). Sehr interessant sind die Untersuchungen über den Bewegungsfaktor in der Sinneswahrnehmung der Tiere. Viele Tiere können überhaupt nur bewegte Gegenstände bemerken und halten dann jeden beliebigen Gegenstand, sofern er nur ähnliche Bewegungsformen zeigt wie z. B. das Beutetier seiner Umwelt und ungefähr von derselben Größenordnung ist, auch für dieses. Andere Organismen aber sind nur auf die Wahrnehmung ruhender Formen eingerichtet. Das ist der Grund, warum unser Auge beim Lesen und ganz analog der ganze Kopf beim Huhn sich nur in kleinen ruckartigen Stößen bewegt, zwischen denen das Auge kurz ruht und das Objekt erfaßt (111). Sehr bedeutungsvoll sind die Untersuchungen über die Vorstufen des Zählens, die noch in der Sphäre des Anschaulichen liegen und mit dem abstrakten Zahlbegriff nichts zu tun haben. Das Kind schätzt lange, bevor es zählen kann, noch richtig den größeren Haufen von 16 und 18 Spielmarken ab. Das Huhn bevorzugt bei der Wahl zwischen zwei verschieden großen Mengen Futterkörner 3 vor 2, 4 vor 3, 5 vor 4 und 6 vor 5 Körnern. Niemals aber ist es gelungen, beim Tier eine Spur von einer Fähigkeit aufzuweisen, Zahlenverhältnisse von dem einen Gebiet auf ein anderes zu übertragen (123), d. h. also einen Zahlbegriff zu haben. Was darauf hinzuweisen scheint, sind nur mühevoll adressierte Verhaltensweisen gegenüber ständig wiederkehrenden

Einzelsituationen. In den vorgekommenen Fällen von „rechnenden“ Pferden ist längst nachgewiesen, daß das Pferd dabei auf kleinste unwillkürliche Bewegungen oder sonstige Zeichen von seiten seines Pflegers mechanisch reagiert, ohne von dem ganzen Rechenvorgang das Geringste zu verstehen.

Das V. Kapitel behandelt die Tatsachen der Raumwahrnehmung und Raumorientierung. Bei denjenigen Tierarten, die im Gegensatz zu den wandernden Tierarten eine festere Bindung an ein Territorium haben, wird ein Stück Raum zur Heimat des Tieres mit einem Zentrum (Nest, Bau) und einem Herum, das nach seiner ökologischen Bedeutung für das Tier in Strecken von neutraler und andere von emotionaler Tönung organisiert wird (Heim als Ort maximaler Geborgenheit, Notunterschlupf, Zufluchtstellen, Oertlichkeiten, an denen Stoffwechselprozesse erledigt werden, Stellen, an denen Drüsensekrete abgesetzt werden, Vorratsstellen usw.). Auch beim Menschen ist das Problem des personalen Raumes in seiner Bedeutung erkannt. Ein Tier beherrscht sein Territorium nicht simultan durch seine Sinne, sondern durch Gedächtnisbilder (Geländemarken). Die sinnliche Nahorientierung geschieht durch den Geruchs-, Gehörs- und Gesichtssinn. Die Lokalisation der Schallquelle beim Gehörsinn geschieht wie beim Menschen auf Grund der Zeitdifferenz in der Erregung der beiden Ohren. Nur ist das tierische Ohr (z. B. beim Hund, bei der Katze, der Maus) auch in dieser Beziehung viel leistungsfähiger, wie durch Versuche gezeigt werden kann. Katzen lokalisieren zum Unterschied von Hunden Geräusche nicht nur nach ihrer Richtung, sondern auch nach ihrer Entfernung genau. Das hängt mit dem verschiedenen Lebensplan von Katze und Hund zusammen. Die Katze operiert viel im Dunkeln, sie muß Entfernungen gut abschätzen können, um sich an ihr Beutetier heranzuschleichen und es zuletzt im Dunkeln anzuspringen. Andererseits eilt der Wolf (der Urahn des Hundes), wenn er ein Geräusch, das Beute verspricht, wahrnimmt, in der Richtung jenes Geräusches und verläßt sich dann auf sein Gesicht. Die Katze lokalisiert auch gut nach der Höhe, der Hund, der ein ausgesprochenes Bodentier ist, dagegen nur längs des Erdbodens (138). Auch beim Gesichtssinn beruht die Raumwahrnehmung auf dem binokularen Sehen. Verständlicherweise ist die Tiefempfindlichkeit des Sehens in der vertikalen Richtung bei Affen größer als in der horizontalen (144). Immer noch vollkommen rätselhaft ist im Gegensatz zur Nahorientierung das Fernorientierungsvermögen vieler Tiere (Orientierungsvermögen bei Zugvögeln, Heimfindungsvermögen von Tauben und Hunden). Alle Theorien, die bis jetzt zur Erklärung aufgestellt wurden, erweisen sich bei näherer Untersuchung und Ueberlegung als unhaltbar (145 ff.).

Das VI. Kapitel behandelt das tierische Trieb- und Instinktleben vom Standpunkt der Bedürfnispsychologie. „Ein wichtiges Kennzeichen des Bedürfnisses ist seine personale Zentriertheit, Verhaltensweisen unter Bedürfnisdruck gehen von innen nach außen. Sie sind aktiv, nicht reaktiv“ (174). Daher sind Dispositionen für eine bestimmte Art des Verhaltens zur Erreichung eines Bedürfnisobjektes nicht als ererbte starr, sondern besitzen eine viel größere Plastizität, als früher angenommen wurde. „So wie sich der Organismus bei einer Schädigung in sensorischer und motorischer Hinsicht mit der Umwelt wieder ins Gleichgewicht bringt, so gleicht auch das Ernährungssystem Störungen des Chemosismus durch veränderte Nahrungswahl in erstaunlicher Weise aus“ (224). „Im Zentrum steht das Subjekt, das um seine Selbsterhaltung und Selbstentfaltung kämpft, und das unter erstaunlich zweckmäßiger Anpassung seiner Mittel seine Ziele zäh festzuhalten versucht. Wenn das psychophysische Instrumentarium teilweise zerstört wird, stellt sich der Organismus um und schafft sich aus dem, was ihm verblieben ist, eine neue Apparatur. Werden ihm die normalen Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse versagt, so paßt er sich an Ersatzstoffe an . . . Der Organismus hat Reserven, die für gewöhnlich nicht erkennbar sind. Es dürfte schwer sein, die Zentriertheit alles Verhaltens, das vornehmend gekennzeichnet wurde, mechanisch zu erklären“ (224, 225). „Die psychophysische Ausrüstung des Organismus ist an und für sich neutral, ob sie für diesen oder jenen Zweck gebraucht wird, hängt von den Bedürfnissen des Individuums ab . . .“ (175). Auf die Fülle von experimentellen Spezialuntersuchungen, das Stärkeverhältnis einiger Triebe, das Sexualbedürfnis sowie Hunger und Appetit betreffend, die hier geschildert werden, kann nur hingewiesen werden.

Die Behandlung der Probleme der Sozialpsychologie (231 ff.) ist besonders darauf zugeschnitten, das Gemeinsame von Tiergemeinschaften und menschlichen Staatenbildungen sorgfältig von dem Unterscheidenden abzugrenzen und die

Unterschiede genau herauszuarbeiten. Ein Vergleich von Bienen-(Ameisen-)staat und menschlicher Gesellschaft ist deshalb unzutreffend, weil es ja in der menschlichen Gesellschaft um das Problem der Organisation vernunftbegabter, unter Freiheit und Verantwortung stehender Persönlichkeiten geht, während Ameisen und Bienen sich nicht über ihre naturgegebenen biologischen Bindungen erheben. Das Artgesetz ist hier noch so dominierend, daß man bei den geringen individuellen Unterschieden nicht von Persönlichkeitsdifferenzen sprechen darf. Andererseits hat sich aber doch auch wieder der Vergleich zwischen Gruppen höherer Tiere und denen der Menschen als sehr fruchtbar erwiesen, weil viele soziologische Erscheinungen gruppenpsychologische schlechthin sind (234). Die Kommunikationsmittel in tierischen Gemeinschaften (Tier„sprachen“) entwickeln sich meist spontan durch Reifung (wesentlicher Unterschied zur menschlichen Sprache). Allerdings bildet das Singen der Vögel insofern eine gewisse Ausnahme, als zwar eine Disposition von Anfang vorhanden ist, aber nur durch Nachahmung auf seine volle Entfaltungshöhe gebracht wird. Die sog. Tiersprache hat mit der menschlichen Sprache nur die exzessive Funktion (Ausdrucksformen in Verbindung mit affektiven Zuständen) gemeinsam und die Mitteilungsfunktion nur mit wesentlicher Einschränkung: die Tiere wirken zwar durch Lautäußerungen und Verhaltensweisen auf Artgenossen ein, aber ohne die Absicht, auf die anderen einzuwirken. Ausnahmen bei höheren Tieren sind selten. Was aber das wesentliche Merkmal der Sprache, nämlich ihre darstellende Funktion (intentionale Tendenz) betrifft, die sie erst zur wirklichen Sprache im eigentlichen Sinn macht, so „ist weder bei Schimpansen und noch weniger bei anderen Tieren jemals Verhalten beobachtet worden, welches die Annahme erlaubt, daß die Kommunikationsmittel der Tiere darstellende Funktion annehmen (252) (vgl. hierzu: F. Kainz: „Psychologie der Sprache“, 2. Bd., Stuttgart 1943).

Angefügt sind noch Untersuchungen über die Auflösung von Tierfamilien, über isoliert aufgezogene Kücken, über die Gesetze der sozialen Rangfolge bei Hühnern und anderen Tieren. Sehr bemerkenswert ist die Erkenntnis, daß die individuellen Unterschiede bei Tieren oft nicht viel weniger ausgeprägt sind als beim Menschen. „Für Schimpansen hat Köhler Charakterbilder von kaum übertreffbarer Plastik gezeichnet. Der „Persönlichkeit“ des Schimpansen hat auch Yerkes eine Studie gewidmet. Die Schilderung des Uebergangs von der Kindheit zur Pubertät liest sich fast so, als habe Yerkes den Menschen dabei im Auge. Es werden charakterologische Differenzen aufgewiesen, die der menschlichen Charakterologie entlehnt worden zu sein scheinen . . . Sarris führt aus, daß in bezug auf Intelligenz die Hunde so verschieden sind wie die Menschen . . . Es lag nahe, die Testmethodik, die in der menschlichen Psychologie zu so beachtlichen Resultaten geführt hat, zur Ermittlung individueller Differenzen in der Tierpsychologie zu verwenden“ (267, 268).

Wegen all dieser Gemeinsamkeiten, die bisher behandelt wurden, ist die Tierpsychologie eine unentbehrliche Hilfswissenschaft für die philosophische Anthropologie. Ihre Existenz ist zugleich ein Beweis, daß uns nicht jeder Einblick in die Anschauungsformen andersartiger Seelen verschlossen ist (274). Nun gilt es aber, die bei allen Gemeinsamkeiten bestehenden wesentlichen Unterschiede zwischen Mensch und Tier aufzuzeigen. Die Deszendenztheorien betrachten die tierische Lebewelt als eine Einheit mit dem Menschen als Krönung. Ob aber die Kontinuität in der leiblichen Entwicklung auch eine auf seelischer Seite miteinschließt, diese Frage kann nur von der vergleichenden Psychologie selber beantwortet werden. Aber schon in der leiblichen Organisation zeigen sich wesentliche Unterschiede, die als Ausdruck ihrer seelischen Wesensverschiedenheit anzusehen sind. Bolk beurteilt den Menschen in körperlicher Hinsicht als einen zur Geschlechtsreife gelangten Primatenfötus. Kein Säugetier entwickelt sich so langsam wie der Mensch, aber diese Verzögerung der Entwicklung schützt ihn vor übermäßiger Auspezialisierung seiner Organe, die ihn von äußeren Verhältnissen unabhängig macht. „Den Tieren ist meist ein mehr oder weniger fest umgrenzter geographischer Standort (Areal) zugewiesen, der Mensch vermag mit allen Arten des Klimas, vom Äquator bis zum Pol, fertig zu werden. Bei keinem Tier dürfte die Sexualfunktion in dem Maße unabhängig von Jahreszeit und Klima sein wie beim Menschen. — Tiere sind meist Spezialisten der Ernährung, im Grenzfall sind sie sogar, wie das für die Insekten sowie für den Koala gezeigt worden ist, auf eine einzige Futterpflanze angewiesen. Gewiß gibt es auch die sogenannten Allesfresser, aber man kann füglich zweifeln, ob irgendeiner dieser

Allesfresser nach dem Umfang seiner Speisekarte mit dem Menschengeschlecht konkurrieren kann. Derselbe Kontrast: Spezialistentum hier — Universalität dort, ergibt sich auch bei einem Vergleich einzelner tierischer und menschlicher Organe. Nach ihren Funktionen unterscheiden wir beim Tier die verschiedenen Handarten, die Grabhand, Schwimmhand, Laufhand, Kletterhand usw. Jede dieser Handarten repräsentiert gewissermaßen ein Spezialinstrument. Die menschliche Hand ist am allerwenigsten spezialisiert und bewahrt sich so ihre Vielseitigkeit und alle Möglichkeiten im Gebrauch von künstlichen Instrumenten. Die menschliche Hand hat infolge ihrer reichen Gliederung eine erstaunlich große Anzahl von Arten des Zugreifens, und infolge der Bewegungsfreiheit des Arms kann sie innerhalb des von ihr bestrichenen Raumes nahezu jede Lage einnehmen . . . Der Leib des Tieres ist auf Spezialistentum angelegt, der des Menschen auf Universalität; der Organismus des Tieres wirkt wie das Ende einer Entwicklung, der des Menschen scheint demgegenüber in gewissem Sinn primitiv; das Spezialistentum hat beim Tier zur Erstarrung der Formen und ihrer Funktionen geführt, der Mensch hat sich Plastizität und damit Entwicklungsmöglichkeiten seiner Funktionen gewahrt; weitgehende Angepaßtheit an seinen Lebensraum kennzeichnet den Leib des Tieres, Abgelöstheit von einem speziellen Lebensraum charakterisiert den des Menschen. Von Notwendigkeit spricht der Bauplan des Tieres, „Freiheit“ kündigt sich im Leib des Menschen an. Alles in allem scheint dies kennzeichnend für den Menschen zu sein, daß er von natürlichen Fesseln freier ist. Die größere Freiheit von Bindungen, die schon im Physischen für den Menschen besteht, sie wird deutlicher auf psychischem Niveau und sie vollendet sich durch Teilhabe des Menschen an der Idee der Freiheit“ (278, 279, 280).

In der Oekonomie des tierischen Bewußtseins kommt dem sinnlichen Anteil ein ganz anderes Gewicht zu als beim Menschen. Wenn man beim Tier alle führenden Sinne ausschaltet, so schläft das Tier fast sofort ein, weil das tierische Bewußtsein dann seiner wesentlichen Substanz verlustig geht. „Wäre aber dies allein ein Mittel, um dem Menschen sicher Schlaf zu bringen, so würden weniger Schlafmittel verschrieben“ (282). Ein Mensch kann des Gesichts- und Gehörssinnes beraubt sein, ohne am geistigen Leben wesentlich Schaden zu leiden (Helen Keller). Gerade im konzentrierten Denken oder in der geistigen Versenkung ist er den äußeren Sinnen ganz entrückt. In der Philosophie wird von jeher der Kampf gegen den Sensualismus geführt und die Uebungen der geistlichen Askese wollen den Menschen von der Herrschaft der Sinne befreien (283). Aber auch im Sinnlichen macht sich der Mensch von den biologischen Bindungen los und löst die Sinneseindrücke von ihren praktischen Bezügen des Trieb- und Instinkt-lebens, um damit die Welt des Schönen aufzubauen und es im „interesselosen Wohlgefallen“ zu betrachten. So vermag er auch noch die Schönheit im Gesang und Tanz der Vögel und das Schöne in der gesamten Natur zu schauen, auf das die Tiere selbst nur ansprechen, wenn es eine biologische Rolle in ihrer Umwelt spielt.

Vor allen Dingen aber fehlt dem Tier die Fähigkeit zur Dingwahrnehmung. Scheler sagt, „daß ihm ein Zentrum fehlt, von dem aus es die Funktionen seines Hörens, Sehens, Riechens auf ein und dasselbe Ding, auf einen identischen Realitätskern zu beziehen vermöchte.“ Schon wenn sich die inneren und äußeren Umstände der Sinneswahrnehmung beim Tier nur in leichtem Grad ändern, erwachsen ihm Schwierigkeiten, ein Ding innerhalb eines Sinnesgebietes als mit sich identisch zu behandeln. Ein Vogel behandelt seinen Kumpan, sei er nun seinesgleichen oder ein Mensch, ganz verschieden, ja nach der Handlungsgestalt, in die er eingebaut wird. „Die Jungen des Nachtreihers begrüßen den mit der arteigenen Begrüßungszeremonie zurückkehrenden Vater in der üblichen freundlichen Weise; unterläßt er aber infolge einer Zufälligkeit die Begrüßungszeremonie, so nehmen sie ihm gegenüber eine drohende Haltung ein und stoßen nach seinem Gesicht“ (284). „Das Vogeljunge im Nest wird Gegenstand mütterlicher Pflege, dasselbe Junge in einiger Entfernung vom Nest wird als Beute behandelt und verschlungen“ (285). „Die Objekte sind beim Tier in emotional stark gefärbte ganzheitliche Handlungsgestalten eingebaut und nehmen mit dem Wechsel der Gesamtsituation eine ganz andere Funktion an.“ Der Mensch allein erkennt, daß innerhalb aller für das Handeln maßgeblichen Grenzen die Konstanz der Dinge gewahrt bleibt. Er allein durchschaut, daß diese Konstanz unabhängig ist von seinen Gefühlen, Stimmungen und Bedürfnissen. Das Tier lebt in kin-

ästhetischen Gesamtgestalten, und wie ein Objekt behandelt wird, das hängt davon ab, welche Rolle es innerhalb der Gesamtsituation gerade spielt. Das Tier ist unfähig, die Dinge losgelöst von diesen Gestaltfaktoren zu sehen. In der menschlichen Sinneswahrnehmung lassen sich zwar grundsätzlich dieselben Gestaltfaktoren nachweisen, aber der Mensch ist diesen „naturegegebenen“ Gestaltfaktoren nicht ausgeliefert, sondern wahrt sich ihnen gegenüber seine Freiheit. Keine Gestalt ist so geschlossen und einheitlich, daß der Mensch sie nicht unwillkürlich zerbrechen könnte, und nichts ist andererseits auch so inkohärent, daß der Mensch es nicht doch willkürlich zusammenschließen könnte (287). „Im Grenzfall kommen wir hier zur atomistischen Auffassung. Daß diese wenigstens theoretisch gedacht werden kann, ist vielleicht mehr als alles andere aufschlußreich dafür, wie der Mensch sich vom Tier in seiner Dingauffassung unterscheidet“ (287, 288).

Auch schon im instinktiven Verhalten bestehen bei Mensch und Tier sehr große und wesentliche Unterschiede. Bei den niederen Tieren dominiert der Instinkt von der Geburt bis zum Tode, und da gibt es kein persönliches Schicksal. Auch das instinktive Verhalten ist zwar nicht absolut starr, sondern es treten oft so etwas wie Mutationen des Instinkts auf, aber kein Individuum kann sich dem auferlegten Zwang des naturegegebenen Instinkts entziehen. „Alle Individuen aller Generationen spielen die gleiche Verhaltensmelodie“ (289). Beim Menschen ist es besonders die Kindheit, die instinktiven Impulsen stärker unterliegt, im späteren Leben werden die instinktiven Verhaltensweisen in das übrige Handeln eingeschmolzen, das unter der Kontrolle höherer Kräfte steht. Aber auch im rein Instinktiven ist das menschliche Individuum der Instinktmelodie nicht unterworfen wie beim Tier. „Beim tierischen Instinkt ist alles festgelegt, die Stärke seiner Triebkraft, seine raum-zeitliche Ablaufsform sowie seine Teil- und Endziele. Beim Menschen liefert der Instinkt noch das Maß der Energie, die hinter der Handlung steht, und ein unscharfes, individuell stark variiertes raumzeitliches Schema“ (290, 291). Aber sonst zeichnen sich die Instinkte beim Menschen durch ihre Konturlosigkeit aus. „Der Spielinstinkt des Kindes erwacht, wächst und nimmt in einem bestimmten Rhythmus wieder ab, aber was gespielt wird, ist nicht festgelegt“ (290). „Jedes normale Kind lernt instinktiv sprechen, aber jedes neugeborene Kind ist imstande, jede der Hunderte von Sprachen der Erde zu erlernen“ (291).

Auch noch in anderer Beziehung hat der Mensch gegenüber den Trieben und vitalen Bedürfnissen Freiheit. Beim (wildlebenden) Tier stehen Genuß und Bedürfnisbefriedigung in Harmonie miteinander. Der Mensch kann Genuß und Bedürfnisbefriedigung voneinander lösen. Das kann zum Mißbrauch führen, der ihn in die Knechtschaft der Triebe führt. Andererseits kann der Mensch auch zum Genuß „nein“ sagen. Er vermag sogar höheren Idealen zuliebe selbst vitale Bedürfnisse vorübergehend oder dauernd zu unterdrücken. Das alles vermag das Tier nicht im entferntesten.

Neben der Anpassung des instinktiven Verhaltens an die veränderte Umweltsituation durch Mutation gibt es im tierischen Verhalten auch noch die Anpassung durch individuelle Erfahrung. Der Hund kennt eine große Anzahl von Menschen und anderen Hunden, weiß in der Umgebung seiner Wohnung gut Bescheid und paßt sein Leben seinen Erfahrungen an. Dahinter steht das Gedächtnis, das eine allgemeine Funktion der organischen Materie ist und dessen physiologische Basis Mensch und Tier gemeinsam ist (293). Aber das Tier kann sich von der individuellen Erfahrung nicht freimachen, es unterliegt ihrem mechanischen Zwang, wie es experimentell nachgewiesen werden kann: eine Henne, die man längere Zeit auf einem Umweg zum Futter gelangen läßt, benützt diesen Umweg auch dann noch weiter, wenn ihr der direkte Weg freigemacht wird. Der Mensch aber stellt im Idealfall seine durch Erfahrung erworbenen Kenntnisse frei in den Dienst seines Verstandes. Er distanziiert sich von seinen Erfahrungen und löst sie von den besonderen Situationen los. Damit gewinnt er „freie Vorstellungen“, die er durch seine Phantasie neu kombinieren kann. So benützt er seine Erfahrungen nach freiem Ermessen, um damit eine neue innere Welt aufzubauen und die äußere Welt nach dieser inneren Welt umzuschaffen. Damit macht sich der Mensch auch von der Gegenwart frei, von der sich das Tier nicht lösen kann. „Denkend und phantasierend kann der Mensch beliebig weit in die Vergangenheit zurückgehen oder in die Zukunft vorausseilen. Nur der Mensch kann auch den Zeitpunkt vorwegnehmen, in dem sein persönliches Bewußtsein

für immer verlöscht und kann so ein Leben angesichts des sicheren Todes führen. Nicht erst in den höheren geistigen Vermögen des Verstandes und der Vernunft unterscheidet sich also der Mensch vom Tier, sondern schon die Phantasietätigkeit ist nur ihm allein eigen. Was bei Affen und anderen Tieren an einsichtigem Verhalten vorkommt (Ineinanderstecken von Bambusstäben, um eine Frucht heranzuholen), ist immer eingebettet in die biologische Bedürfnissituation und geschieht unbewußt. Das Tier vermag sich auch in diesen untersten Vorformen einsichtigen Verhaltens nicht aus seinem affektiven Verhältnis zur Umwelt zu lösen. Das Denken des Menschen ist aber gekennzeichnet durch größte Sachlichkeit und Freiheit von gefühlsmäßigen Einflüssen. Ganz zu schweigen von dem Vermögen der Reflexion, durch die sich der Mensch auch klarmachen kann, nicht nur, was er sieht, hört, vorstellt und denkt, sondern auch daß er sieht, hört, vorstellt, denkt. Die Versachlichung macht selbst vor dem Ich nicht halt. Diese Aufspaltung ist jedem Menschen grundsätzlich zugänglich, aber ebenso grundsätzlich ist sie dem Tier verschlossen (299). In dem Akt der „Aufspaltung“ sieht der Verfasser den eigentlichen Schritt, durch den der Mensch aufhört, ein Stück Natur zu sein und sonst nichts. Er gewinnt Anteil an der Welt der Ideen.

„Die Versuche Köhlers mit Schimpansen haben uns nicht nur mit einem bis dahin nicht klar erkannten Typus tierischen Verhaltens, dem einsichtigen, bekanntgemacht, es kommt ihnen auch die Bedeutung zu, die obere Leistungsgrenze des Tieres beim Werkzeuggebrauch aufgewiesen zu haben (300).“ Aber nur in der Versuchssituation wird der Schimpanse so unter Druck gesetzt, daß er Werkzeuge benutzt, ohne daß ihm allerdings die Werkzeugfunktion des Bambusstabes so gegenwärtig ist wie dem Menschen, der dieses oder jenes Werkzeug gebraucht. Aus Beobachtungen in freier Wildbahn ist wenig bekannt. Wie weit man aber auch den Werkzeuggebrauch bei Tieren fassen will, das Material bleibt kümmerlich (301). „Es gibt das kunstvolle Vogelnest, es gibt das Nest der Spinne, den Termitenbau und den Biberdamm, d. h. Tiere entäußern sich durch Werke gewisser Produkte, die für sich weiterexistieren und eventuell den oder die Schöpfer überdauern. Aber solange das Wesen, das so etwas schafft, lebt, bildet das Produkt einen wesentlichen Teil seiner Umwelt, ist es gewissermaßen eine unorganische Fortsetzung des Tierleibes. Anders beim Menschen, er trennt sich völlig von seinem Werk und überläßt es anderen zur Nutzung und Weiterentwicklung. Beim schöpferischen Menschen kann der Drang zum Werk so stark werden, daß er alle Unbill lieber erträgt als auf die Ausführung des Werks verzichtet. Die Leidenschaft des großen Erfinders gleicht dem Trieb, mit dem die Biene ihre Wabe baut — — — bauen muß. Lange bevor es eine hochentwickelte Technik gab, hat der Drang zur Objektivierung im rein Geistigen große und vielseitige Kulturen geschaffen.“ (301, 302).

Auch über die Sprache im eigentlichen Sinn verfügt der Mensch allein. Sprache und Schrift zusammen ermöglichen erst geistige Tradition und damit Aufwärtsbewegung in der kulturellen Entwicklung. Die Tiere verweilen stets auf demselben Niveau. In Jahrtausenden gibt es keine Aufwärtsbewegung, darum gibt es keine Tierkultur. Der Mensch aber legt seine Erfahrungen und Erkenntnisse in den Symbolen der Sprache und Schrift nieder und macht sie überlieferungsfähig. Mit der Sprache erschließt sich der Mensch eine neue Welt, die Welt des Geistes.

Es kann also nach dieser Fülle von Einzelergebnissen der vergleichenden Tierpsychologie kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Mensch vom Tier nicht nur graduell, sondern wesentlich geschieden ist. Das ist der letzte Sinn dieses gewissenhaft auf alle Einzelheiten eingehenden Werkes. Damit fällt auch das letzte Bedenken einer Klassifizierung des Menschen als eigene abgesonderte Spezies neben dem Tier, nämlich das Bedenken, ob man sich dabei über die großen Unterschiede zwischen den Menschenrassen und ihren Kulturen einfach hinwegsetzen könne. Doch „ein normales Individuum der einen Rasse könnte durch frühzeitige Verpflanzung in eine andere vollständig in diese eingeschmolzen werden. Es würde so denken und fühlen wie das Wirtsvolk; . . . was . . . an Differenzen . . . verbleiben würde, würde . . . irrelevant . . . sein. Das Gesagte würde auch seine Geltung behalten, wenn wir ein normales neugeborenes Kind aus einem primitiven Stamm in ein höheres Kulturniveau verpflanzen oder einen Austausch in umgekehrter Richtung vornehmen würden. Für die vorliegende Betrachtung schrumpft die Bedeutung von Kulturdifferenzen . . . zu nichts zusammen. Es sind dieselben wesentlichen menschlichen Anlagen, ob sie nun

beim Primitiven unentfaltet bleiben oder beim Kulturmenschen zur Blüte kommen. Psychologisch stellt das Menschengeschlecht mit all seinen verschiedenen Rassen und Kulturen eine Einheit dar.“ (280, 281).

Somit ergibt sich als letztes Schlußergebnis, daß „der Mensch“ als eigene geschlossene Wesenheit „dem Tier“ als Gattungsbegriff, der viele Unterarten umfaßt, gegenübergestellt werden muß.

W. B ö h m